

Nr. 167. Bromberg, den 25. Juli 1929.

Frau Jenny Treibel.

Roman von Theodor Fontane.

(5. Fortsetzung.)

Drinnen hatte Krola mittlerweile sein Programm beendet und stand auf, um anderen Kräften den Platz einzuräumen. Es sei nichts mißlicher als ein solches Kunstmonopol; außerdem dürfe man nicht vergessen, der Jugend gehöre die Welt. Dabei verbeugte er sich huldigend gegen einige junge Damen, in deren Familien er ebenso verkehrte wie bei den Treibels. Die Kommerzienrätin ihrerseits aber übertrug diese ganz allgemein gehaltene Huldigung gegen die Jugend in ein bestimmteres Deutsch und forderte die beiden Fräulein Felgentreus auf, doch einige der reizenden Sachen zu singen, die sie neulich, als Ministerialdirektor Stoeckenius in ihrem Hause gewesen, so schön vorgetragen hätten; Freund Krola werde gewiß die Güte haben, die beiden Damen am Klavier zu begleiten. Krola, sehr erfreut, einer gesanglichen Mehrforderung, die sonst die Regel war, entgangen zu seine, drückte sofort seine Zustimmung aus und setzte sich an seinen eben erst aufgegebenen Platz, ohne ein Ja oder Nein der beiden Felgentreus abzuwarten. Aus seinem ganzen Wesen sprach eine Mischung von Wohlwollen und Ironie. Die Tage seiner eigenen Berühmtheit lagen weit zurück; aber je weiter sie zurücklagen, desto höher waren seine Kunstansprüche geworden, so daß es ihm, bei dem totalen Unerfülltbleiben derselben, vollkommen gleichgültig erschien, **was** zum Vortrage kam und **wer** das Wagnis wagte. Von Genuß konnte keine Rede für ihn sein, nur von Amüsement, und weil er einen angeborenen Sinn für das Heitere hatte, durfte man sagen, sein Vergnügen stand jedesmal dann auf der Höhe, wenn seine Freundin Jenny Treibel, wie sie das liebte, durch Vortrag einiger Lieder den Schluß der musikalischen Soiree machte. Das war aber noch weit im Felde; vorläufig waren noch die beiden Felgentreus da, von denen auch die ältere Schwester, oder, wie es zu Krolas jedesmaligem Gaudium hieß, „die weitaus talentvollere", mit „Bächlein, laß dein Rauschen sein" ohne weiteres einsetzte. Daran reihte sich: „Ich schnitt es gern in alle Rinden ein", was, als allgemeines Lieblingsstück, zu der Kommerzienrätin großem, wenn auch nicht geäußertem Verdruß, von einigen indiskreten Stimmen im Garten begleitet wurde. Dann folgte die Schlußnummer, ein Duett aus „Figaros Hochzeit". Alles war hingerissen, und Treibel sagte zu Vogelsang, er könne sich nicht erinnern, seit den Tagen der Milanollos etwas so Liebliches von Schwestern gesehen und gehört zu haben, woran er die weitere, allerdings unüberlegte Frage knüpfte, ob Vogelsang seinerseits sich noch der Milanollos erinnern könne?

„Nein", sagte dieser barsch und peremptorisch.

„Nun, dann bitt ich um Entschuldigung."

Eine Pause trat ein, und einige Wagen, darunter auch der Felgentreusche, waren schon angefahren; trotzdem zögerte man noch mit dem Aufbruch, weil das Fest immer noch seines Abschlusses entbehrte. Die Kommerzienrätin nämlich hatte noch nicht gesungen, ja war unerhörterweise noch nicht einmal zum Vortrag eines ihrer Lieder aufgefordert worden — ein Zustand der Dinge, der so rasch wie möglich geändert werden mußte. Dies erkannte niemand klarer als Adolar Krola, der, den Polizeiassessor beiseitenehmend, ihm eindringlichst vorstellte, daß durchaus etwas geschehen und das hinsichtlich Jennys Versäumte nachgeholt werden müsse. „Wird Jenny **nicht** aufgefordert, so seh ich die Treibelschen Diners, oder wenigstens unsere Teilnahme daran, für alle Zukunft in Frage gestellt, was doch schließlich einen Verlust bedeuten würde . . ."

„Dem wir unter allen Umständen vorzubeugen haben, verlassen Sie sich auf mich." Und die beiden Felgentreus an der Hand nehmend, schritt Goldammer, rasch entschlossen, auf die Kommerzienrätin zu, um, wie er sich ausdrückte, als erwählter Sprecher des Hauses, um ein Lied zu bitten. Die Kommerzienrätin, der das Abgekartete der ganzen Sache nicht entgehen konnte, kam in ein Schwanken zwischen Ärger und Wunsch, aber die Beredsamkeit des Antragstellers siegte doch schließlich; Krola nahm wieder seinen Platz ein, und einige Augenblicke später erklang Jennys dünne, durchaus im Gegensatz zu ihrer sonstigen Fülle stehende Stimme durch den Saal hin, und man vernahm die in diesem Kreise wohlbekannten Liedesworte:

> Glück, von deinen tausend Losen
> eines nur erwähl' ich mir.
> Was soll Gold? Ich liebe Rosen
> und der Blumen schlichte Zier.
> Und ich höre Waldesrauschen,
> und ich seh ein flatternd Band —
> Aug' in Auge Blicke tauschen,
> und ein Kuß auf deine Hand.
> Geben, nehmen, nehmen, geben,
> und dein Haar umspielt der Wind,
> ach, nur das, nur das ist Leben,
> wo sich Herz zum Herzen find't.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß ein rauschender Beifall folgte, woran sich, von des alten Felgentreu Seite, die Bemerkung schloß, „die damaligen Lieder (er vermied eine bestimmte Zeitangabe) wären doch schöner gewesen, namentlich inniger", eine Bemerkung, die von dem direkt zur Meinungsäußerung aufgeforderten Krola schmunzelnd bestätigt wurde.

Mr. Nelson seinerseits hatte von der Veranda dem Vortrage zugehört und sagte jetzt zu Corinna: „Wonderfully good. Oh, these Germans, they know everything . . . even such an old lady."

Corinna legte ihm den Finger auf den Mund.

Kurze Zeit danach war alles fort, Haus und Park leer, und man hörte nur noch, wie drinnen im Speisesaal geschäftige Hände den Ausziehtisch zusammenschoben und wie draußen im Garten der Strahl des Springbrunnens plätschernd ins Bassin fiel.

Fünftes Kapitel.

Unter den letzten, die, den Vorgarten passierend, das kommerzienrätliche Haus verließen, waren Marcell und Corinna. Diese plauderte nach wie vor in übermütiger Laune, was des Vetters mühsam zurückgehaltene Verstimmung nur noch steigerte. Zuletzt schwiegen beide.

So gingen sie schon fünf Minuten nebeneinander her, bis Corinna, die sehr gut wußte, was in Marcells Seele

vorging, das Gespräch wieder aufnahm. „Nun, Freund, was gibt es?“

„Nichts.“

„Nichts?“

„Oder, wozu soll ich es leugnen, ich bin verstimmt.“

„Worüber?“

„Über dich. Über dich, weil du kein Herz hast.“

„Ich? Erst recht hab ich . . .“

„Weil du kein Herz hast, sag ich, keinen Sinn für Familie, nicht einmal für deinen Vater . . .“

„Und nicht einmal für meinen Vetter Marcell . . .“

„Nein, den laß aus dem Spiel, von dem ist nicht die Rede. Mir gegenüber kannst du tun, was du willst. Aber dein Vater. Da läßt du nun heute den alten Mann einsam und allein und kümmerst dich sozusagen um gar nichts. Ich glaube, du weißt nicht einmal, ob er zu Haus ist oder nicht.“

„Freilich ist er zu Haus. Er hat ja heute seinen „Abend“, und wenn auch nicht alle kommen, etliche vom hohen Olymp werden wohl da sein.“

Und du gehst aus und überläßt alles der alten, guten Schmolke?“

„Weil ich es ihr überlassen kann. Du weißt das ja so gut wie ich; es geht alles wie am Schnürchen, und in diesem Augenblick essen sie wahrscheinlich Oderkrebse und trinken Mosel. Nicht Treibelschen, aber doch Professor Schmidtschen, einen edlen Trarbacher, von dem Papa behauptet, er sei der einzige reine Wein in Berlin. Bist du nun zufrieden?“

„Nein.“

„Dann fahre fort.“

„Ach, Corinna, du nimmst alles so leicht und denkst, wenn du's leicht nimmst, so hast du's aus der Welt geschafft. Aber es glückt dir nicht. Die Dinge bleiben doch schließlich, was und wie sie sind. Ich habe dich nun bei Tisch beobachtet . . .“

„Unmöglich, du hast ja der jungen Frau Treibel ganz intensiv den Hof gemacht, und ein paarmal wurde sie sogar rot . . .“

„Ich habe dich beobachtet, sag ich, und mit einen wahren Schrecken das Übermaß von Koketterie gesehen, mit dem du nicht müde wirst, dem armen Jungen, dem Leopold, den Kopf zu verdrehen . . .“

Sie hatten, als Marcell dies sagte, gerade die platzartige Verbreiterung erreicht, mit der die Köpenicker Straße nach der Inselbrücke hin abschließt; eine verkehrslose und beinahe menschenleere Stelle. Corinna zog ihren Arm aus dem des Vetters und sagte, während sie nach der anderen Seite der Straße zeigte: „Sieh, Marcell, wenn da drüben nicht der einsame Schutzmann stände, so stellt ich mich jetzt mit verschränkten Armen vor dich hin und lachte dich fünf Minuten lang aus. Was soll das heißen, ich sei nicht müde geworden, dem armen Jungen, dem Leopold, den Kopf zu verdrehen? Wenn du nicht ganz in Huldigung gegen Helenen aufgegangen wärst, so hättest du sehen müssen, daß ich kaum zwei Worte mit ihm gesprochen. Ich habe mich nur mit Mr. Nelson unterhalten, und ein paarmal habe ich mich ganz ausführlich an dich gewandt.“

„Ach, das sagst du so, Corinna, und weißt doch, wie falsch es ist. Sieh, du bist sehr gescheit und weißt es auch; aber du hast doch den Fehler, den viele gescheite Leute haben, daß sie die anderen für ungescheiter halten, als sie sind. Und so denkst du, du kannst mir ein X für ein U machen und alles so drehen und beweisen, wie du's drehen und beweisen willst. Aber man hat doch auch so seine Augen und Ohren und ist also, mit deinem Verlaub, hinreichend ausgerüstet, um zu hören und zu sehen.“

„Und was ist es denn nun, was der Herr Doktor gehört und gesehen haben?“

„Der Herr Doktor haben gehört und gesehen, daß Fräulein Corinna mit ihrem Redekatarakt über den unglücklichen Mr. Nelson hergefallen ist . . .“

„Sehr schmeichelhaft . . .“

„Und daß sie — wenn ich das mit dem Redekatarakt aufgeben und ein anderes Bild dafür einstellen will — daß sie, sag ich, zwei Stunden lang die Pfauenfeder ihrer Eitelkeit auf dem Kinn oder auf der Lippe balanciert und überhaupt in den feineren akrobatischen Künsten ein Äußerstes geleistet hat. Und das alles vor wem? Etwa vor Mr. Nelson? Mitnichten. Der gute Nelson, der war das Trapez, daran meine Cousine herumturnte; der, um dessentwillen das alles geschah, der zusehen und bewundern sollte, der hieß Leopold Treibel, und ich habe wohl bemerkt, wie mein Cousinchen auch ganz richtig gerechnet hat; denn ich kann mich nicht entsinnen, einen Menschen gesehen zu haben, der, verzeih den Ausdruck, durch einen ganzen Abend hin so „total weg“ gewesen wäre wie dieser Leopold.“

„Meinst du?“

„Ja, das mein ich.“

„Nun, darüber ließe sich reden . . . Aber sieh nur . . .“

Und dabei blieb sie stehen und wies auf das entzückende Bild, das sich — sie passierten eben die Fischerbrücke — drüben vor ihnen ausbreitete. Dünne Nebel lagen über den Strom hin, sogen aber den Lichterglanz nicht ganz auf, der von rechts und links her auf die breite Wasserfläche fiel, während die Mondsichel oben im Blauen stand, keine zwei Handbreit von dem etwas schwerfälligen Parochialkirchturm entfernt, dessen Schattenriß am anderen Ufer in aller Klarheit aufragte. „Sieh nur“, wiederholte Corinna, „nie hab ich den Singuhrturm in solcher Schärfe gesehen. Aber ihn schön finden, wie seit kurzem Mode geworden, das kann ich doch nicht; er hat so etwas Halbes, Unfertiges, als ob ihm auf dem Wege nach oben die Kraft ausgegangen wäre. Da bin ich doch mehr für die zugespitzten, langweiligen Schindeltürme, die nichts wollen als hoch sein und in den Himmel zeigen.“

Und in demselben Augenblick, wo Corinna dies sagte, begannen die Glöckchen drüben ihr Spiel.

„Ach“, sagte Marcell, „sprich doch nicht so von dem Turm und ob er schön ist oder nicht. Mir ist es gleich, und dir auch; das mögen die Fachleute miteinander ausmachen. Und du sagst das alles nur, weil du von dem eigentlichen Gespräch los willst. Aber höre lieber zu, was die Glöckchen drüben spielen. Ich glaube, sie spielen: „Üb immer Treu und Redlichkeit.““

„Kann sein, und ist nur schade, daß sie nicht auch die berühmte Stelle von dem Kanadier spielen können, der noch Europens übertünchte Höflichkeit nicht kannte. So was Gutes bleibt leider immer unkomponiert, oder vielleicht geht es auch nicht. Aber nun sage mir, Freund, was soll das alles heißen? Treu und Redlichkeit. Meinst du wirklich, daß mir die fehlen? Gegen wen versünd'ge ich mich denn durch Untreue? Gegen dich? Hab ich Gelöbnisse gemacht? Hab ich dir etwas versprochen und das Versprechen nicht gehalten?“

Marcell schwieg.

„Du schweigst, weil du nichts zu sagen hast. Ich will dir aber noch allerlei mehr sagen, und dann magst du selber entscheiden, ob ich treu und redlich oder doch wenigstens aufrichtig bin, was so ziemlich dasselbe bedeutet.“

„Corinna . . .“

„Nein, jetzt will ich sprechen, in aller Freundschaft, aber auch in allem Ernst. Treu und redlich. Nun, ich weiß wohl, daß du treu und redlich bist, was beiläufig nicht viel sagen will; ich für meine Person kann dir nur wiederholen, ich bin es auch.“

„Und spielst doch beständig eine Komödie.“

„Nein, das tu ich nicht. Und w e n n ich es tue, so doch so, daß jeder es merken kann. Ich habe mir, nach reiflicher Überlegung, ein bestimmtes Ziel gesteckt, und wenn ich nicht mit dürren Worten sage: „dies ist mein Ziel“, so unterbleibt das nur, weil es ein Mädchen nicht kleidet, mit solchen Plänen aus sich herauszutreten. Ich erfreue mich, dank meiner Erziehung, eines guten Teils von Freiheit, einige werden vielleicht sagen, von Emanzipation, aber trotzdem bin ich durchaus kein emanzipiertes Frauenzimmer. Im Gegenteil, ich habe gar keine Lust, das alte Herkommen umzustoßen, alte gute Sätze, zu denen auch der gehört: ein Mädchen wirbt nicht, um ein Mädchen w i r d geworben.“

„Gut, gut; alles selbstverständlich . . .“

„. . . Aber freilich, das ist unser altes Evarecht, die großen Wasser spielen zu lassen und unsere Kräfte zu gebrauchen, bis das geschieht, um dessentwillen wir da sind, mit anderen Worten, bis man um uns wirbt. Alles gilt diesem Zweck. Du nennst das, je nachdem dir der Sinn steht, Raketensteigenlassen oder Komödie, mitunter auch Intrigue, und immer Koketterie.“

Marcell schüttelte den Kopf. „Ach, Corinna, du darfst mir darüber keine Vorlesung halten wollen und zu mir sprechen, als ob ich erst gestern auf die Welt gekommen wäre. Natürlich hab ich oft von Komödie gesprochen und noch öfter von Koketterie. Wovon spricht man nicht alles!

Und wenn man dergleichen hinspricht, so widerspricht man sich auch wohl, und was man eben noch getadelt hat, das lobt man im nächsten Augenblick. Um's rundheraus zu sagen, spiele so viel Komödie, wie du willst, sei so kokett, wie du willst, ich werde nicht so dumm sein, die Weiberwelt und die Welt überhaupt ändern zu wollen, ich will sie wirklich nicht ändern, auch dann nicht, wenn ich's könnte! Nur eines muß ich dich angehen, du mußt, wie du dich vorhin ausdrücktest, die großen Wasser an der rechten Stelle, das heißt also vor den rechten Leuten springen lassen, vor solchen, wo's paßt, wo's hingehört, wo sich's lohnt. Du gehst aber mit deinen Künsten nicht an die richtige Adresse, denn du kannst doch nicht ernsthaft daran denken, diesen Leopold Treibel heiraten zu wollen?"

(Fortsetzung folgt.)

Vom Leben am Rhein und an der Mosel zur Römerzeit im Lichte neuer Ausgrabungen.

Von Friedrich von Oppeln-Bronikowski.

Als Caesar Gallien erobert hatte, stieß er auf die Germanen am Rhein. Mit dieser Grenze begnügte er sich. Erst Augustus, der das Alpenvorland bis zur Donau eroberte, beschloß auch, die Reichsgrenze vom Rhein bis zur Elbe vorzuschieben. Wäre das gelungen, die ganze deutsche Geschichte hätte einen andern Verlauf genommen. Aber die Katastrophe im Teutoburger Walde zeigte, daß dies Unternehmen über die Kraft des römischen Reiches ging. Tiberius lenkte notgedrungen in die Politik Caesars zurück und überließ die Germanen ihrem eigenen Hader. Die folgenden Jahrhunderte waren mit dem Kampf um die Rhein- und Donaugrenze erfüllt. Zur Verkürzung dieser Front, die große Truppenmassen erforderte, wurde ein ungeheuerer Grenzwall, der Limes, vom Rhein südlich Neumagen bis nach Lorch in Württemberg und von da bis zur Donau oberhalb von Regensburg gezogen und durch Wacttürme und Kastelle verstärkt. Eins dieser Limeskastelle, die Saalburg im Taunus, ist auf Veranlassung des letzten deutschen Kaisers in seiner alten Gestalt wieder aufgebaut worden. Auf dem Unterrhein sicherte eine Flotte den Verkehr. Die Auf dem Unterbein sicherte eine Flotte den Verkehr. Die am rechten Ufer. Aus ihnen entstanden die ersten Städte, die vielfach noch heute blühen. Die wichtigsten Plätze der Rheinfront waren Moguntiacum (Mainz) an der Mainmündung und Castra Vetera (Birten) bei Xanten an der Lippemündung.

Das letztere ist neuerdings ausgegraben worden und hat allerlei Überraschungen gebracht. Auf behelfsmäßige ältere Lagerbauten der ersten Kaiserzeit folgte hier unter Claudius und Nero ein Lager für zwei Legionen, das einzige seiner Art, das zwar auch nur mit Palisadenwall und Gaben umgeben war, aber in seiner Mitte stattliche Steingebäude enthielt, unter denen die prächtige Villa der beiden Legaten besonders auffällt. Sie ist in dem damaligen allerneuesten römischen Baustil errichtet, wie er sich in den Kaiserpaläften auf dem Palatin in Rom zeigt. Dies Lager ging 70 n. Chr. in dem großen Bataveraufstand unter; wohin es später verlegt wurde, steht noch nicht fest. Für uns Deutsche hat der Ort seine besondere Bedeutung, denn in dieser Gegend ist die Siegfriedsage lokalisiert worden. Aus Xanten stammt Siegfried, und sein Mörder Hagen von Tronje trägt seinen Namen nach der dicht nördlich liegenden römischen Militärkolonie Trajans.

Nächst Moguntiacum und Castra Vetera barg Köln, schon von Cäsar begründet, seit Claudius Colonia Agrippinensis genannt, die größte Truppenzahl und entwickelte sich zu einer größeren Stadt. Rheinabwärts lag noch eine Legion bei Neumagen, am Oberrhein eine andere bei Straßburg (Argentoratum). Von besonderer Bedeutung aber ward der Hauptetappenort Trier, schon von Augustus als Augusta Treverorum angelegt. Ihm entsprach an der Donaufront Augsburg (Augusta Vindelicorum). Wie eine Spinne im Netze saß Trier im Schnittpunkte der Militärstraßen, die von Lyon über Metz und von Paris über Rheims an diesem wichtigen Moselübergange zusammentrafen und nach Köln und Mainz wieder ausstrahlten. Trier wurde auch der Sitz der Finanzämter der Provinzen Belgien, Nieder- und Obergermanien und seit der Reichsteilung unter Diokletian (286 n. Chr.) sogar Kaiserresidenz, von der aus die ganze westliche Reichshälfte einschließlich Britannien und Spanien beherrscht wurde. Infolgedessen erwuchs es zu einer der größten Städte des Weltreiches und erhielt die großartigsten Römerbauten, die sich trotz aller späteren Zerstörungen bis heute großenteils erhalten haben, so die stolze Porta Nigra, das Haupttor der Stadtbefestigung, nach dem großen Alemanneneinfall von 260 erbaut, die riesigen Barbara- und Konstantinthermen, die mit den großartigsten Bäderanlagen in Rom und Nordafrika wetteifern, die Konstantinbasilika, die König Friedrich Wilhelm IV. als protestantische Kirche wieder herstellte, eine noch unausgegrabene Arena, ein kürzlich entdecktes Theater, eine Römerbrücke, schließlich einen einheimischen Götterbezirk im Altbachtal, das Nationalheiligtum der Treverer, erst vor kurzem großenteils freigelegt.

Doch bei diesen städtischen Anlagen blieb es nicht. Das ganze Land empfing römische Kultur, oft in eigenartiger Mischung mit heimischen Bräuchen und Überlieferungen. Die Pferdezucht blühte von altersher; Schaf- und Schweinezucht kamen hinzu; Bier wurde gebraut, und mit der Zeit führten die Römer den Weinbau ein. So waren Leder, Wolle, Pökelfleisch und Wein die Hauptausfuhrartikel; Handel und Wandel entfalteten sich, und in Trier entstand eine blühende Tuchindustrie. Ein Matrose der römischen Rheinflotte, der einen Altar geweiht hat, bezeichnet sich darauf als Bierverleger und Tuchfärber.

Überall entstanden römische Gutshöfe mit teils prächtigen Villen, fast stets in herrlicher Lage, im Moseltal wie auf den weinumkränzten Uferhöhen, in der Eifel wie im Rheintal. Erst ganz neuerdings wurde in Köln eine großartige Anlage dieser Art freigelegt, ein weitläufiges Herrenhaus mit luxuriöser Badeeinrichtung und Fußbodenheizung, auf der einen Seite ein Park, auf der andern ein großer Gutshof mit zahlreichen Wirtschaftsgebäuden. An den Landstraßen erhoben sich Grabmäler in hochragender, fast gotisch anmutender Form. Ihre Vorstufen bilden die Grabdenkmäler von Neumagen, die in ein spätrömisches Kastell verbaut waren und sich jetzt neugeordnet im Provinzialmuseum in Trier befinden. Sie geben höchst lebendige Einblicke in das nordische Leben zur Römerzeit. Auf hohem Sockel erhebt sich eine Kapelle, aus der das Bild des Verstorbenen und seiner Gattin hervor tritt. Reliefs an Sockel und Fries zeigen das Totenmahl und Tributzahlungen der Eingeborenen. Bauern in Kapuzen entrichten Naturalabgaben oder Zinszahlungen.

Ein lebhafter Handelsverkehr herrscht auf der Mosel und auf den Straßen. Maultiere, nach Art einer Troika mit einem Pferde zusammengespannt, ziehen einen Lastwagen oder ein richtiges Weinfuder mit Faß. Andere Fässer türmen sich auf den Moselschiffen, die hohe Schnäbel mit Tierköpfen nach Art der Wikingerschiffe tragen. Ein weinseliger Steuermann legt sein Ohr ahnungsvoll an den Bauch eines Fasses; ein anderer blickt mit gespannter Aufmerksamkeit auf den Kurs seines Schiffes. Diese Weinschiffe oder auch Stapel von strohumflochtenen Weinkrügen, in Stein nachgebildet, bildeten die Bekrönung der Grabmäler von Weinhändlern und zugleich eine wirksame Reklame.

Vom Gebiet des Privatlebens in das riligiöse führen die Ausgrabungen im Altbachtal. Fremden Göttern und Kulten gegenüber waren die Römer ja meist duldsam; sie verlangten nur den Kaiserkult als Anerkennung der römischen Herrschaft. Im übrigen waren sie stets bestrebt, Brücken zwischen ihrer religiösen Welt und derjenigen der unterworfenen Völker zu schlagen, die fremden Götter den römischen anzugleichen und ihnen Kultbilder und Tempel zu errichten. Im Altbachtal sind bisher dreißig größere und kleinere Kapellen der einheimischen Götter freigelegt worden, darunter nur drei von runder Form. Die übrigen sind quadratische Bauten mit spitzem Dach und großen Fenstern, durch die man von allen Seiten in das Innere blicken und das Kultbild sehen konnte. Um diesen Kern-

bau zog sich ein Säulenumgang auf kniehoher Mauer mit spitz gegen die Tempelwände zulaufenden Dachflächen; in ihm fanden jedenfalls Weihgeschenke Aufstellung. Dieser Grundriß ist ganz unrömisch, aber aus gallischen Tempeln bekannt.

Die Treverer rühmten sich zwar garmanischer Abstammung, waren aber dem gallischen Sprach- und Religionsbereich verfallen, und so begegnen uns bei ihnen auch gallische Gottheiten. Um 340 zerstörte das Christentum alle diese heidnischen Kultdenkmäler. Hundertzwanzig Jahre später eroberten die Franken Trier; einige fränkische Häuser haben sich auch in den Götterbezirk eingenistet und die alten Grundmauern benutzt. Bei der großen Seltenheit fränkischer Baureste sind sie von besonderem Interesse. So lassen sich Größe und Untergang Roms und ein Stück unserer heimischen Vorgeschichte aus den Denkmälern des Rhein- und Mosellandes ablesen.

Wie Hansi den Himmel suchte.

Skizze von **Richard Blasius.**

Die Mutter hatte soeben ein Märchen erzählt, wie Kleinpeter in den Himmel gekommen war. Aber Hansis Spannung hatte sich noch nicht gelockert. „Kann denn niemand lebendig in den Himmel kommen?“ fragte er.

„Nein, erst muß man gestorben sein.“

„Wie schade.“

Der Fünfjährige lugte während der nächsten Tage recht oft in die bleigraue Dunsthülle über sich, wenn er in dem verstaubten Vorgärtchen stand. Hansi verband zwar mit dem Begriff Himmel etwas sehr Hohes, das noch über dem qualmenden Fabrikschornstein lag, aber Aetherblau und Sonnenglanz waren ihm unbekannte Dinge. Ueber der großen Fabrikstadt lagerte fast immer ein grauer Rußschleier, unter dem die Arbeit Tag und Nacht ihr Lied in schwermütigem Rhythmus sang. Obgleich Hansi weit ab vom Lärmen und Toben der rauchgeschwärzten Werkstätten wohnte, vom strahlenden Leuchten, von ungetrübten Farben war auch er ausgeschlossen.

Da kam er zum ersten Male in seinem kurzen Erdendasein aus dem Bereiche des trüben Dunstschleiers. Sommerfrische im Heidedorf! In seinen großen Kinderaugen stand fortwährend ein ungläubiges Staunen. Das galt jedem Dinge, das sich hier seinen Sinnen aufdrängte. Stundenlang konnte er am Dorfteiche sitzen und den schneeweißen Gänsen zusehen, die schnatternd auf dem Wasser schwammen. Bisher hatte das Wort Gans nur die Erinnerung an knusprigen Weihnachtsbraten in ihm wachgerufen. Aber das hier war ja tausendmal schöner. Nicht anders ging es ihm mit den Kühen und Ziegen im Stalle, mit den Tauben auf den Dächern und dem Entenheere auf dem Hofe.

Dazu der blaue Himmel und der strahlende Sonnenschein! Wenn er hinter der Scheune stand und über die weite Heidefläche schaute, sah er ganz deutlich, daß der Himmel dort drüben die Erde berührte. Dort also brauchten die Menschen nicht erst zu warten, bis sie tot waren, damit der Engel mit ihnen auffliegen konnte. Es war ihnen möglich, als Lebende in den Himmel zu steigen. Tag für Tag stand Hansi am Buchweizenacker und schaute mit kindlicher Sehnsucht in die Ferne, in der er Himmelstüren vermutete.

Eines Tages war er verschwunden. Vater und Mutter suchten in Haus und Hof, in Feld und Gehölz. Vergeblich. Des Heidebauern Kinder liefen fragend durch das ganze Dörflein. Aber keine Menschenseele wußte etwas über den Verbleib des kleinen Großstadtjungen zu sagen.

Hansi aber hatte heute seinen großen Glückstag. Die kurzen Beinchen stampften tapfer durch den heißen, weißen Sand des Heideweges, den das goldgelbe Band blühenden Ginsters säumte. Auf der weiten Ebene lag ein schwacher, blauvioletter Schimmer, soweit das Auge sehen konnte. Der Herbst schickte sich bereits an, die Heide in ihr Festgewand zu kleiden. Aus hellgrünem Laub glänzten weiße Birkenstämme. Dunkles Kieferngebüsch durchschnitt der weiche, sandige Pfad. Und über all dem strahlte die warme Sonne vom wolkenlosen, tiefblauen Himmel. In ihrem Glanze schimmerten die Flügel der Bienen wie Seide. Hansi vergaß sein Ziel, setzte sich an den Straßenrand und lauschte dem Summen, dem Lied der Heide. Er wußte nicht, daß es die Melodie war, gesungen vom Millionenheer der fleißigen Honigsammler. Aber er dachte darüber nach, woher es stammen möge, und sagte sich, es müsse das Singen der Engelstimmen sein, das aus der Himmelsferne schalle.

Da dachte Hansi wieder an den Zweck seiner Wanderung. Er wollte ja drüben, wo die roten Ziegel einer Heidekate aufleuchteten, den Himmel finden, der dort die Erde berührte. Die kleinen Kinderfüße trippelten weiter und mahlten in dem weichen Sande. Der Weg wollte kein Ende nehmen, und die Beine wären sicher ermüdet, hätte nicht ein so hohes Ziel gewinkt. Hansi stampfte unverdrossen seines Weges.

Je näher er der roten Heidekate kam, desto mehr geriet allerdings sein Glaube ins Wanken, daß er die Himmelstüre dort finden könne; denn merkwürdigerweise rückte der Himmelsrand immer weiter hinaus, so daß Hansi ihm nicht näher kam. Der Kleine stand vor der Hütte mit den roten Ziegelwänden. Aber weit, weit vor ihm trug ein dunkles Kieferngehölz die blaue Himmelsglocke.

Hansi war dem Weinen nahe. Da fielen seine Blicke in die bunte Wildnis eines Blumengartens. Auf mannshohen Stengeln saßen rosenrote Malvenblüten. Noch höher hingen die goldenen Räder der Sonnenrosen. Zu ihren Füßen leuchtete ein buntes Blütenmeer, ein Farbenrausch. Roter Klatschmohn, getupfte Heidenelken, fleischfarbige Glockenheide. Die Pracht lockte das Kind näher. Die kleinen Patschhändchen klammerten sich am Zaun fest. Das Stumpfnäschen schob sich dazwischen.

Da schrak Hansi plötzlich zusammen. Auf einer Bank an der Hauswand saß ein alter Mann mit weißem Haar und Bart, im langen, weißen Mantel.

„Holla, wat will de Jong?“ rief der Alte, als er den Knirps am Zaune gewahrte, und stand langsam auf.

Hansi wäre am liebsten davon gelaufen. Aber da fiel ihm ein, daß hier doch wohl der Himmel sein müsse. Er ließ sich von dem Manne über den Zaun heben, ohne einen Laut von sich zu geben. Sein kleines Herz war voll strahlenden Glückes. Es hatte den Himmel gefunden.

Bald saß der kleine Flachskopf neben dem alten Weißbart und stand ihm furchtlos Rede und Antwort.

„So so, Slingel, na wart' man“, brummte der Alte, „sie werden dich schon abholen.“

„O, ich will immer bei dir bleiben“, jubelte Hansi.

Wie herrlich das doch war! Im Garten standen viele, viele Holzhäuschen, in denen die Immen wohnten. Das war ein ewiges Summen um die Fluglöcher. Und Hansi bekam dann eine Schnitte schwarzen Heidebrotes, dick mit goldgelbem, süßem Honig bestrichen.

Da rasselte draußen ein Fahrrad im Sande. Ein Gesicht schaute über den Zaun.

„Papa!“ jauchzte Hansi auf.

Der Vater blickte erstaunt in das Idyll des Heidegärtchens. Der alte Imker trat zu ihm und sagte vergnügt: „Also dat is Ihr Jong. Dunnerslag, hat eine ziemliche Wanderung auf seinen kurzen Beinchen gemacht.“

Als der Vater seinen kleinen Ausreißer lachend über den Zaun hob, deutete Hansi verstohlen auf den Alten und flüsterte vorwurfsvoll und warnend: „Papa, du mußt nicht so laut lachen. Das ist doch der liebe Gott.“



Bunte Chronik



* **Die Ehre des Sträflings.** Jesse Pomerey, Insasse des staatlichen Zuchthauses von Massachusetts, ein alter Raubmörder — er sitzt erst einundfünfzig Jahre — verklagte die Vorsitzende des dortigen Frauenvereins auf fünftausend Dollar, weil sie von ihm behauptet hatte, er quäle die Tiere im Zuchthaus. „Das ist Verleumdung“, schreibt der alte Mörder in seiner Eingabe. „Ich habe mich den Tieren gegenüber mein ganzes Leben lang anständig benommen. Ich dulde nicht, daß — wer immer es sei — meinen Charakter verdächtigt.“ Die fünftausend Dollar bekam er freilich nicht, dafür wurde aber der Fleck auf seinem Charakterbild getilgt. Das Gericht verurteilte die Vorsitzende des Frauenvereins zu einem Dollar Geldstrafe.

Verantwortlicher Redakteur: i. V. Hans Wiese; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.